

Im Tode vereint.

Novelle von F. v. d. Horst.

(Nachdruck verboten.)

Um die Mauern des alten Damenstiftes fuhr mit Singen und Sausen der Herbstwind. Ganze Schauer verwelkter Blätter trieb er durch die Alleen und wuschelte sie vor sich her bis an den Reich, auf dessen Oberfläche sie nun wie braune, lebendige Gespinnste dahingegleiten und endlich im Schilf ein nasses Grab fanden. Graue Staubläusen pochten im Vorüberfliegen an die Parterrefenster; es war ein Tag, um sich fröhlich in Irdenen einen behaglichen Winkel zu legen und seinen Gedanken Wandern zu lassen oder mit geschlossenen Augen den leisen Melodien des singenden, kummenden Windes zu lauschen.

In solch einem Stille giebt es ja ohnehin so viele alte Leute — und viele leben meist in der Erinnerung, in den Bildern des einst Gewesenen.

Vor einem der Fenster des ersten Stockes, verhüllt von den Falten der Vorhänge, lag ein schlafendes, nicht mehr jugendliches Mädchen, dessen zartes blaßes Gesicht heute noch schön und unumwunden geblieben mußte. Braunes Haar umgab in Fülle eine hohe, edle Stirn, große, blaue Augen schenken sinnend hinaus in das Treiben unter den Bäumen; ruhig lagen im Schooß die gelatinten Hände. Durch dies Haus und dies Herz war wohl ein schwerer Sturm gegangen; das bleiche Antlitz, die tiefe Trauerfaltung zeugten dafür.

Im Zimmer herrschte ein stiller Zustand. Halb war es möbliert, halb mit allerlei Pflänzchen und ungeschmückten Einrichtungsgegenständen angefüllt; das eine der beiden Fenster zeigte Blumen und ein Nistkästchen, das andere nicht einmal einen Stuhl; eine der beiden Sägewände war ganz leer.

Vom Mittelbau her schlug mit vollem, tonernen Klange eine Uhr, und die Dame am Fenster schrak auf. Ihr Blick überflog das Zimmer, um sich dann wie verlezt, gelangstigt langsam wieder abzuwenden. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust; sie legte beide Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Frau von Halben, ihre Mutter, war nach langer Krankheit kürzlich gestorben und hatte die Tochter ganz allein, ganz verwaist im Leben zurückgelassen. Ein äußerst bescheidenes, dürftiges Auskommen war ihr allerdings durch die Stiftswohnung gesichert, aber dennoch hatte sie der Verlust der geliebten Mutter zwielfach schmerzlicher, ja furchtbar getroffen — jener unfaßlichen Bestimmung wegen, die in solchen Anlässen fast immer der Wohlthat den bitteren Vergleichsmaßstab verleiht, das nämlich zwei Damen die gleichen Räume miteinander theilen müssen, ob gern oder ungerne, das gilt gleichviel. Der Unfall wirkte die verschiedensten Charaktere, die Altersstufen und Anschauungen hant zusammen — mögen nun diese beiden abhängigen, ohnehin meistens so unglücklichen Wesen sehen, wie sie miteinander auskommen. Da täglich, schließlich das Messer sich in der Wunde dreht — wer trägt darnach?

Auch die Stelle der verstorbenen Frau von Halben sollte wieder belegt werden.

Zwei Herren von der Kommission waren in Fead und Handschuhen erschienen, um dem gnädigen Fräulein anzukündigen, daß die neue Witwenoberin demnächst eintreffen werde, und so schreie denn das blaße, leibgemüthliche Mädchen einen Theil ihrer Sachen in die Kumpelkammer, um dem fremden Eigenthum Platz zu machen. Das Bett der Verstorbenen wurde entkernt, ein sehr geliebtes Porträt mit dem Amortisierkranz und der Trauerschleife mußte seine Stelle an der Wand verlieren und dieses und jenes andere Heiligthum der Erinnerung wurde in ein sicheres, dunkles Versteck geschleift. Es kam ja mit allen Rechten der zuständigen Oberin eine Unbekannte hierher, hier, in das Schlafzimmer, in die letzte Zuflucht der Unglücklichen — ein lurchbarer Gebände.

Heute sollte sie nun erscheinen, die Gespöchtete. In jedem Augenblick konnte der Wagen vorfahren.

Der Wind flüsterte und sang im Ramin, zuweilen ganz leise, zuweilen laut und braulend, wie die wechselnden Gedanken in der Seele des Mädchens kamen und gingen. Sie hatte eine trostlose Zeit hinter sich, die arme Verlassene, bittere Jahre, in denen der Gram ihrer Seele zerfiel. Seit den Tagen ihrer ersten Mädchenjahre war sie heimlich verlobt gewesen mit dem Sohne einer viel höher gebildeten Familie, ganz heimlich, des aristokratischen, wenig liebevollen Vaters wegen, aber doch glücklich im Besitz eines freieren Vermögens, hoffend, daß die Zukunft endlich doch alles ausgleichende werde. Hier an diesem selben Fenster hatte sie, wenn die kranke Mutter im Nebenzimmer lag, während dem Briefträger entgegengelegen und so manchen zärtlichen Gruß aus der Ferne, so manches: „Ich bleibe Dir treu, Schatz!“ als Stab und Stütze in trübren Tagen von dem geliebten Manne erhalten, bis vor etwa zwei Jahren die Anzahl der Briefe geringer, ihr Inhalt kürzer und immer kürzer wurde. Die gingen Wochen dahin ohne ein Besondere, dann Monate — endlich kam ein Schreiben von ihr an ihn als unbestimmbar zurück. „Weshalb verzogen?“ — Aber wohin nun? — Wo hin?

Ungehörige Male hatte ihr Herz die bange Frage wie-

berholt; ungehörige Male und mit immer wachsender Todesangst. Sollte sie denn nun von ihm nie, nie im Leben wieder hören?

Ach Thorheit! Das war ja unmöglich. Sie, seine Braut, sie, die er liebte, leit er die Schülerrinthe trug, der er taubend und taubendmal Treue geschworen! Gewiß, die nächste Post brachte von ihm einen Brief, in dem alle Mißverständnisse aufgeklärt würden, der jeden Schatten eines Zweifels bannete.

Aber Tag nach Tag verging, Abend um Abend laßt herab, der Mai zog mit Blüten und Sonnenglanz über die Erde, der Dezember hüllte alles in weiche Schneegewänder, aber es kam zu der Verlassenen keine Postkarte, sie spähete und horchte umsonst — es blieb alles still und leer.

Die kranke Mutter fragte nicht mehr, sie weinte nur leise vor sich hin, doppelt hart betroffen von dem Weh ihres einzigen Kindes. „Meine arme Diti, mein Liebling,“ das war alles, was sie sagte. Und dann ein Kuß, ein langer, herznimmer Kuß — die beiden verstanden sich auch stumm.

Es wäre ein Leichtes gewesen, bei der Familie des Verschollenen eine Erlaubnis einzuholen, aber daran hinderte der Stolz. Und was hätte es auch genützt? — Seine Liebe war tot — und da, gerade da half doch kein Flehen und Entbitten, kein Trost irgend welcher Art. Seine Liebe war tot, jetzt gelangt sich die Welt ohne alles ein.

Dreizehn Jahre, seit sie ihm ihr Wort gegeben und dafür das feinste entgegengenommen, dreizehn Jahre! Demals küßte sie leuchtend, er stieß hin. Ein heißes Roth überflutete ihr schönes, schmaler gewordenen Antlitz. War er nicht ein bloßer Knabe, unfähig zu ernennen, was seine junge Begeisterung ihm versprochen ließ?

Und heute küßte sie dreißig. Eine lange, ewig lange Zeit, in der doch die Hoffnung nicht ganz erstarb. Ein verborgenes Wohlgefallen, etwas Schattenhaftes, Unbestimmtes irrte immer noch durch ihre Seele. Wer mag denn wissen, was der kommende Tag bringen wird? —

Aber sie weinte doch bitterlich und am meisten heute, an diesem Tage, der so viele neue Schreden den schon vorhandenen hinzugab. Bei jedem ungefähren Laut zuckte sie zusammen; es konnte ja der Wagen sein, der geschürzte Wagen, in welchem die Fremde antommen würde. —

Auch noch in einem anderen Zimmer des Stiftes lauschte man und horchte und spähte in den todbenden Herbstwind hinaus. Hier war eine Gesellschaft älterer Damen beisammen; es sprachen immer mehrere zugleich, es wurde erstänlich viel geküßelt und entschieden, die Gemüther schienen allerseits lebhaft erregt und von großer Spannung erfüllt.

Auf dem Sofa lag die Dame des Hauses, Frau Regierungsrath Busch, eine statliche Erscheinung mit herablassendem Nackeln und immer halb geschlossenen Augen; neben ihr Fräulein von Wolffow, die älteste Stiftsinsassin, eine Matrone von neunzig Jahren, staubtoll und hager, wie eine Wumie, auch etwas gefühllos und zu diesem intimen Kreise nur geladen, weil man sie nicht wohl allein zu Hause lassen konnte, ihre Witwenoberin aber, Fräulein Jersb, die anerkanntermaßen die schönste Dame des ganzen Stiftes war, auch die wohlhabendste und dadurch geschätzteste. Ihr gegenüber schien immer etwas Vorsticht geboten — mit Fräulein Jersb wollte sich niemand entzweien.

Außerdem waren noch fünf andere Damen gegenwärtig, darunter Zwillingsschwester, von etwa vierzig Jahren, beide mit sehr jugendlichen Toiletten und getraunten Stirnhaaren, durchweg die Märrchen genannt, weil sie mit und ohne Grund über alles zu lachen pflegten, auch gelegentlich hüpfen, anstatt zu gehen, und mit Vorliebe äußerst naive Fragen stellten. Diese beiden Damen hießen Bella und Toni; sie zeigten sich immer sehr in Aem, aber es ging die Sage, daß Iohanne holbe Eintracht in der Stille der heimischen Benaten zur Ehre wurde. Bella hatte die fatale Gewohnheit, mit irgend welchen Burzgeschossen aus dem Winkel hervor die Altäre zu eröffnen, während Toni bei derartigen Gelegenheiten eine Bravourarie in den höchsten Tönen hervorbrachte und nebenher einen Gegenstand, der ihrer Schmeichelei gehörte, heimlich zerriß oder zerstückte.

Diese beiden Märrchen saßen am Fenster und hatten den Auftrag, der versammelten Gesellschaft den Wagen, sobald er sich zeigen werde, zu avisiren. Sie schwätzten und sicherten, spielten mit dem galligen Schooßhündchen der Gattin, lachten unumäßig, sobald das Thier die Zähne zeigte oder sich knurrend in eine Ecke zu flüchten verachtete.

Mitten auf dem Tisch stand das Kaffeesevree und daneben ein Teller mit ganz kleinen Kuchenstückchen. Es sah alles sehr verlobt und schön aus, es war viel Selbstgehabtes und Aufgeschicktes vorhanden, allerlei Toilettenstücke, die bereits eine dritte und vierte Wabnung erfahren hatten. Der Klamp mit dem Dolein sprach aus allen Kleiderfalten, aus jeder geflochtenen oder zerrißenen Stelle an den überzogen der Polstermöbel.

Zwei Damen flüsternd miteinander. „Sie hat etwas

vor, die Busch,“ sagte eine, „sie weiß etwas; da ist ein Neugierigkeit zu verstanden oder irgend eine unangenehme Botenschaft zu überbringen. Ich kenne das Binseln, dies herablassende Binseln.“ Es liegt ihr noch von der Frau Mama her im Mute.

„Nächtig. Diese sagenhafte Mutter soll ja im Anfang unseres Jahrhunderts irgendwo Hofdame gewesen sein, ich glaube in —“

„Schneid Päckelzig-Erbfinschender vom Donnerton. Ich weiß schon.“

„Ganz gut; es giebt aber auch Leute, die von einer gewissen Kammerjungfer sprechen.“

„Diele Klasse pflegt —“

„Eine Neugierigkeit, meine Damen,“ sagte im selben Augenblick Fräulein Jersb, indem sie ihre magere Figur noch höher aufrichtete. „Ich habe heute morgen unter Zweifel gesehen.“

„Ach! — Sehr interessant.“

„Unser Juwel“ war eine ehemalige Insassin des Stiftes, die sich vor Jahr und Tag herausgenommen hatte, einen statlichen Gendarmenle-Wachmeister zu heirathen und noch dazu eine sehr glückliche Frau zu werden. Das war an sich schon eine grobe Verletzung aller weiblichen Sitte, aber damit noch nicht genug, das nachtheiligerliche Domizil wurde in die unmittelbare Nähe des Stiftes verlegt und sehr häufig begegnete den gekänderten Damen die sehr Genossin, deren Perfidie so weit ging, ganz vertraulich zu grüßen und zu winkeln. Das heiligste Madge. Man sah nach den Wolken oder nach der entgegengekehrten Seite des Weges; die Gattin wurde behandelt, als sei sie leere Luft.

Fräulein Jersb kniff höflich die Lippen zusammen. „Wahre ich ein Aendermogen,“ fügte sie bei, „und der gute Mann in Nachtmärrchenform oder wie das sonst heißt — ging an ihrer Seite. Es sah aus, als wolle die Gesellschaft anhalten und mit offener Straße das Binseln zeigen. Ich flüchtere natürlich.“

„Gewiß! Gewiß! Wie sah denn unser Juwel aus?“

Fräulein Jersb zuckte die Achseln. „Stark gepuzt wie alle diese Leute. Lieber dem Wagen eine mächtige Schabrade, Plüsch mit Goldmonogramme.“

„Kein Plüsch!“ warf eine andere Stimme ein. „Es war Bhandalfisch.“

„Es war Plüsch, meine Gute. Ich sage es.“

„Plüsch ist nicht mehr modern,“ vermittelte jemand. Die Gattin sah von einer Dame zur anderen. „Lassen wir diese Persönlichkeiten,“ sagte sie mit bedeutungsvollem Tone. „Es giebt etwas, das uns näher angeht, als alle Wagenbeden der Welt.“

Die Blicke der beiden ersten Sprecherinnen trafen sich. „Sagte ich es nicht?“ triumphierten zwei von diesen vier Augen.

„Nun, Frau Rath, bitte! bitte!“

„Was wird es sein?“ sagte spitzig Fräulein Jersb.

„Gewiß betrifft es die „Neue“, die welche heute hierher kommt?“

„Erzählen, meine Damen! Nur fürchte ich, die Sache wird aus — im engsten Vertrauen gelogt! — auf allerlei Unliebames, vielleicht Unleibliches hinauslaufen. Fräulein Schomburg küßt neunzehn Jahre.“

Die Damen gerietten in Bewegung wie ein Wolf Hüner, wenn der Jagdort erscheint. „Schomburg?“ wiederholten einige. „Schomburg? Und neunzehn Jahre? Aber das ist ja ganz unmöglich.“

Die Märrchen ihrerseits klafften in die Hände und lachten stärker denn je, obgleich niemand warnte, weshalb. Die zitternde Hand der Neunzehnjährigen ergriff eins der durchsichtigen Kuchensäckchen und ammetierte es ohne weiteres. „Danke sehr!“ murmelte die Alte. „Danke wirklich. Ich trinke nur eine Tasse.“

Das that die gute Wolffow immer. Bei irgend einer stärkeren Erregung der Gesellschaft stellte sie sich, als sei ihr eine Einladung zugegangen, und nahm einen Kuchen vom Teller. Man mußte das sehen.

„Die sechste,“ flüsterte ihre Tischnachbarin. „Ach, lassen Sie doch, Liebe! Ich möchte erfahren, wodurch denn ein junges Mädchen in unfer Stilt gelangen sollte.“

„Die Näthin wird es gewiß gleich erzählen, sie macht schon ihr wichtiges Gesicht, die Augen fast ganz geschlossen, die Stimme flüsternd.“

„Und wie sie mit den weißen Händen figurirt. All ihr Lebtag hat sie nicht gearbeitet.“

„Hi! Hi!“

„Die Sache ist die,“ erläuterte jetzt im selbstgefälligen Tone Frau Busch, „es gibt in der Fundationsakte dieses Stiftes einen Paragraphen, der wörtlich sagt, daß jede aus der Familie des Gründers stammende Dame, gleichviel wie alt, ob ledig oder verheirathet, das Recht besitzt, hier bei der nächsten Bilanz Aufnahme zu finden. Neuhere Verhältnisse kommen dabei nicht in Betracht; je die Supplimentin, wer und was sie wolle — der Name Schomburg genügt, um ihr eine Wohnung zu sichern. Ja noch mehr, das Stilt muß ihr sogar die nöthigen Einrichtungsstücke liefern und ihr eine bestimmte jährliche Rente ausbezahlen.“

In atemloser Spannung hatten alle gelauscht. Da-

war ein schwerer Schlag, ein Blitz aus heiterem Himmel; es kam gewissermaßen eine Bevorrathete, eine, vor der man fröhlich, um die man sich bemühen mußte, ins Haus.

Neunzehn Jahre! Die Person war ja wirklich — Nun, man muß auch das ertragen. Fortwährend den Nadeln beugen und zu allen Schlägen lächeln, was ist denn das Leben anderes? —

Frau Wulff spielte immer noch zu Ehren ihrer weißen Hand mit dem Kaffeestößel; sie weidete sich an dem Einbruch des Seglages. Jetzt flog wieder ein bedeutender Blick rings um den Tisch.

„Und doch ist selbst diese Nachricht, so böse sie sein mag, noch nicht das Ärgste an der Sache,“ fuhr sie dann fort.

Eine der Damen kreischte laut auf. „Mich rührt der Schlag! Noch Ärgeres? Was könnte es sein? Ist etwa dies neunzehnjährige Fräulein eine — eine Menschenfresserin — oder —“

„Vielleicht, denn sie kommt direkt aus Amerika und war bis vor zwei Jahren in Norddeutschland eine — hm, hm — eine angehende Bühnensängerin.“

„Du allmächtiger Gott! Und über mehr als hundert ehbare, untadelige Frauen soll eine solche das Scepter führen!“

Fräulein Herbst drehte den langen Hals wie eine erbotene Schlange. „Darf man bitten, liebe Frau Nath, — woher kommt Ihnen die Kenntniß aller dieser trostlosen Einzelheiten?“

Die Gastgeberin spendete ihr mildestes Lächeln. „Aus völlig sicherer Quelle,“ versetzte sie. „Von der Penker.“

„Ah!“ —

Die Penker war das Faktotum des ganzen Stiffes, die Vertraute jeder einzelnen Dame, die, welche alle Kommissionen betror und in jedem edelstehenden Falle zu Rate gezogen werden konnte. Sie kannte, der Dinge geheimste Saat, sie wußte, was in der Stadt geschah, und stand auf intimsten Füßen mit jenem Menschenfreund, der, weitaus vom öffentlichen Bombard, hinter einer harmlos aussehenden Thür wohnte und gegen dreißig Prozent seinen bedrängten Mitbürgern bares Geld verleihte. Die Penker konnte aber auch stricken und färben, sie verstand billig einzukaufen und keine Handarbeiten ihrer an den Mann zu bringen, sie —

Doch man darf nicht alles verrathen. Heute hatte die kleine, anlaute, geschmeidige, blug blühende Frau bei Gelegenheit eines Besuches im kirchlichen Hause der Besondere eine wunderbare Mäh von der neunzehnjährigen Stiffsdame erlaucht und kräftig ihrer Schmeiher, der Frau Nath, überbracht. Die Penker flunkerte nicht, trakte sich nicht, das wußte alle. Es war, wie sie gesagt hatte.

Und nun ging ein Engel durch das Zimmer. Man hörte das Klirren des Glases, so still war jetzt alles geworden.

Da flog plötzlich Fräulein Vella vom Sitz empor. „Ein Wagen!“ rief sie.

„Ach ja, ein Wagen! Bitte, Frau Nath!“ Und nun entstand ein Knixen und Komplimentieren, ein Abwehren und Vorstehen, bei dem jede Dame die Bescheidene spielen, aber doch einen Platz hinter der Tüllgardine erwischen wollte. Eine rechte den Hals noch länger als die andere, alle Herzen klopfen zum Zerpringen, alle Augen glänzten.

„Des Bürgermeisters Equipage“, raunte jemand.

„Die arme Diti Halber, — wie unglücklich sie sein mag!“ —

„Welcher Aufwand!“ sagte spöttlich Fräulein Herbst, und in den magern Schultern zuckte es vor nervöser Aufregung. „Eine Droschke hätte auch genügt.“

„Für die Schomburg? Bedenken Sie doch, meine Damen!“

Während dieser halbtauten Bemerkungen hatte sich die Wolkwitz erhoben und, ohne ein einziges Wort zwei Kuchen zugleich ergreifen. Ihr Hauptstreich wendete wie eine Wetterfahne, indes sie behaglich schmunzelnd laute. Draußen hielt jetzt der Wagen. Der Vorsitzende der Stiffskommission, der Herr Bürgermeister, sprang heraus und bot einer nachfolgenden Dame die Hand. Sie schlen sich fest auf seinen Arm zu stützen, ihr Gesicht war tief verklärte, die ganze Haltung matt.

„Ein runder Hui!“ flüsterete eine der Damen. „Hier im Stiff!“

„Haben Sie gesehen? — Ein seidenes Kleid! Und ein silbernes Armband.“

„Das gehört vielleicht zu den nöthigen Einrichtungsstücken, meine Liebe. Wer nun zugreifen braucht, kann ja seidene Kleider nach Belieben tragen.“

„Die arme Diti, — ach belude sie noch heute.“

„Ich dachte auch schon daran. Ach, — der Herr Bürgermeister hat sich ja außerordentlich schnell verabschiedet.“

Die Equipage fuhr im schlanen Trab davon; ärgerliche und neugierige Augen sahen ihr nach. „Als ich einzog, führte es wie heute,“ sagte mit bebenden Lippen eine der Damen, „aber ich kam zu Fuß und trug in einer Hand meine Lampe, in der anderen die Uhr. Mir gab kein Komtermittglied das Geleit.“

„Ja — Sie waren auch keine Schomburg, meine Liebe!“

„Nein, und dem Himmel sei Dank, auch keine angehende Bühnensängerin! Da ist mir alle meine Armut lieber als solch eine Vergangenheit.“

„Das weiß Gott! Ach, natürlich, natürlich!“

„Da geht die ewige Braut,“ rief in diesem Augenblick Fräulein Vella. „Sie kommt aus Diti Halbers Thür.“

Und zugleich waren die Mädchen Kupfbäder, wintren und nicten, während Toni lachend sagte: „Sehen Sie doch den Hut, den diese Gacille wieder trägt. Aus ihrem alten Sonnenhutm hat sie ihn gemacht.“

„Jetzt wird sie bald heirathen,“ warf die Näthln ein. „Ihr Kandidat das bestimmte Aussehen auf Anstellung.“

„Zum fünfzigsten Male!“ sagte spöttlich Fräulein Herbst. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“

Dabei aber grüßte auch sie durch das Fenster die vorübergehende blasse, amnuthige Erscheinung mit den zärtlichsten Blicken. Alle Hände waren in Bewegung, obwohl es doch unter förmlichen Damen keine einzige gab, die so bitter gehäut wurde, wie eben Gacille Keller, die ewige Braut. Sie hatte ihre Wohnung für sich allein, es war vollständig unmöglich gewesen, in diesen Winkel des alten ehemaligen Klostergebäudes noch eine zweite Person mit hineinzuzuwängen, und so galt sie denn als die Glückliche unter allen. In luftiger Thurmhöhe lebte ihr Zimmer mit dem dicht umponnenen Ephenbalken wie ein Schwalbennest an der Mauer, da raffelte die Näthmaschine von früh bis spät, da zwitscherte es und lang in rauschenden Blättergrün, und das blasse Mädchen sang mit, fröhlich in Hoffnung und festem Gottvertrauen.

Niemand liebte sie, denn man konnte von ihr keine Klatscherei erfahren und ihr auch keine solche erzählen; sie ging nicht in Kaffeegesellschaften und war über die Verhältnisse in der Nachbarschaft niemals unterrichtet, — enfin, man ließ die kleine Gacille fallen, — ein unbedeutendes, anmaßendes Geschöpf, das natürlich wie alle ihresgleichen am meisten Glück gehabt hatte. Ein Zimmer allein! — Was das Paradies erstehen den blaffen, verkümmerten Frauen dieit Obank.

Gacille war vorübergegangen und jetzt entstand auch unter den weiblichen Gästen der Näthln die lebhaftere Bewegung des Aufbruchs. Es fand sich, daß Fräulein von Wolkwitz zu früh Kuchen gegessen hatte und daß sie aus diesem Grunde schleunigst den heimischen Benoten zu geflüht werden mußte. Fräulein Herbst hüllte die Auziemlich lummariich in einen großen Mantel, füllte ihr eine Kapuze über der Kopf und nahm sie dann, unterstützt von einer anderen mitleidigen Seele, ins Schlepptau.

„Ein Kuch!“ flüsterete hinter ihr die Näthln. „Es konnte nicht anders sein.“

Und dann erhielten die Mädchen, als Lohn für ihre gute Führung, noch jede einen Ertrabäßen, für den sie, wie Schulmädchen knixen, dankten, und als die letzten sich absonnerten, umstell von dem verdrießlichen Schöpfung, das erst aufatmete, als sich die Thür geschlossen hatte und nun keine besagliche Kapuze vor der Hand nicht mehr geführt wurde.

In Diti Halbers Zimmer fanden sich, als der Bürgermeister davongegangen war, die beiden Damen allein gegenüber. Während in allen Wohnungen des Stiffes der Name „Schomburg“ von Mund zu Mund ging, während über das seidene Kleid und das silberne Armband geschätzt und geflüstert wurde, schien sich die Besitzerin dieser vielbesprochenen Schätze kaum anrecht halten zu können. Sie hatte jetzt den Schleier zurückgeschlagen, ein junges liebliches Antlitz sah bittend unter dem schwarzen Hute hervor, eine Hand streckte sich sehen und zitternd aus. „Fräulein von Halber, — ach — ich bin so unglücklich.“

Das war eine seltsame Aneide und nicht eben geeignet, die bitteren Empfindungen im Herzen der andern zu erlösen. Wer mochte mehr gelitten haben, dies junge, schöne Wesen, oder sie selbst, über deren Haupt die Fluthen des Jammers und der Thänen schonungslos dahingegangen waren? —

„Sie sind in Ihrem Hause, Fräulein Schomburg, — nicht etwa mein Gast. Dies ist auch Ihr künftiges Wohnzimmer.“

„Dies hier? — Ich dachte, es sei das Schrige.“

„Wir haben jeden Raum gemeinschaftlich, Fräulein Schomburg, Wohnzimmer, Schlafzimmern und Küche.“

„Ach — dann überlasse ich Ihnen das bessere der beiden G-mächer, natürlich, — für mich ist jeder Winkel gut genug.“

Diti hatte das Gefühl, als bleibe sie etwas gegen ihr eigentliches Empfinden bei diesem kalten, abweisenden Tone. Wir dürfen uns innerhalb der Wohnung nicht separieren, Fräulein Schomburg. Der Hausmeister kommt, wenn es ihn beliebt, um nachzusehen, und findet er derartige Anordnungen, so verlieren die betreffenden ihr Recht, — in diesem Falle natürlich nur ich.“

Das junge Mädchen sank wie betäubt auf den nächsten Stuhl. „Vergehen Sie mir,“ betete es im Tone ächterster Rathlosigkeit über ihre Lippen. „Ich bin sehr krank, — ange werde ich Ihnen nicht lästig sein.“

Der Strohhut fiel zu Boden und der Kopf mit dem reichen, dunklen Haar lehnte sich schwer gegen die Wand. Jetzt erst erkannte Diti den furchtbaren Feind, der dies junge Leben bedrohte; wenn die eigentliche Winterkälte kam, — wer mochte wissen, was dann geschah. Heute schon umhatterte die Fügigkeit des Todes das liebliche, schmale Mädchenantlitz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vielweiberei in China.

Nachstättiger Lloyd.

Das Eheverhältnis hat bei den Chinesen von jeher als ein persönliches gegolten, und man sollte demgemäß glauben, daß die Monogamie dort die einzige für sittlich gehaltene Form der Ehe sei, doch herrscht — gewisse Theile der Provinz Siantung ausgenommen — in den übrigen Provinzen Vielweiberei vor. Es steht jedem Chinesen frei, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Zur Ausbreitung der Polygamie im Reiche der Mitte hat in erster Linie der lebhaft blühende Handel beigetragen, wodurch viele Kinder zu haben. In früheren Zeiten war

es allerdings nur reichen Ehemännern gestattet, eine zweite oder auch wohl eine dritte Frau zu nehmen, wenn die erste sich als unfruchtbar erwies, doch wurde dieses Vorrecht angedehnt im Laufe der Zeit verallgemeinert. Ferner ist der Umstand der Polygamie günstig, daß die Eltern die Wahl der Gattinnen für ihre Söhne treffen; da mau aber auf solche Art zusammengehörigste Ehepaare nicht immer zu einander passen, so halten es viele Männer für angemessen, ihr Glück mit selbstgewählten Frauen zu versuchen.

Die Sitte der Polygamie in China hat selbstverständlich große Uebelstände zur Folge; sie fördert die eheliche Untreue, erzeugt in den Familien Neid, Haß, Neidbrosen, und treibt viele eierliche Weiber zum Selbstmord; hieraus erklärt sich auch die Thatfache, daß keine andere Nation so zahlreiche weibliche Selbstmörder aufzuweisen hat, wie die Chinesen. Es ist ein gewöhnliches Ereigniß, daß ein bezoppter Gatte eine seiner Frauen auf Grund falscher Anschuldigungen leitens einer Nebenbuhlerin aus dem Hause verjagt oder selbst veranlaßt. Dagegen kommt es auch, daß viele Chinesinnen sich gegen das Heirathen auf das Entschiedenste sträuben; viele Mädchen gehen lieber in das Kloster und werden Nonnen, andern ziehen freiwillig den Tod der Ehe vor. Unglückliche Zeitungen berichten häufig Fälle, in welchen mehrere Jungfrauen den Entschluß faßten — und auch ausführten — sich zusammen das Leben zu nehmen, sobald sie erfahren haben, daß sie von ihren Eltern verlobt waren.

Es ist fast allgemeiner Gebrauch, daß die erste Frau jedes Chinesen — aber keines Tartaren — sog. „goldene Willen“, d. h. künstlich verkleinerte Füße hat; die weiteren Weiber der Polygamisten erheuen sich dagegen für gewöhnlich natürlicher Füße. Auch gibt das erste Weib eine gewisse Herrschaft über die Nebenfrauen aus, denen es die von ihnen zu verrichtenden Arbeiten zuweist. Zweite und dritte Frauen werden heutigen Tages noch immer mehr als Dienerinnen wie als Gattinnen angesehen, so lange sie keine Kinder zur Welt bringen. Der ersten Gemahlin eines Mandarins gebührt ein dem feinsten entsprechenden Titel; staltet sie Belude ab, so wird sie von demselben Begleitet, das ihrem Gemahl auf seinen Beluden vorangeht bezw. folgt. Sie verschießt auch nicht — wie dies bei Frauen gewöhnlichen Standes der Fall ist — die Jalouisien ihrer Sänften, sondern läßt sich vom Publikum sehen, wohl aus Stolz auf ihre Stellung.

Stirbt ein erstes Weib, so nimmt das zweite nicht besten Stellung ein, sondern behält die eines Nebenweibes. Liegt eine Nebenfrau, die kinderlos ist, im Sterben, so wird sie in eine andere Wohnung getragen; sie darf nicht im Hause ihres Mannes sterben.

Die Nebenfrauen sind in vielen Fällen der niedrigen Volksklasse entnommen, oftmals waren sie Leibeigene oder gehörten der Halbwelt an. Bei der Hochzeit einer zweiten oder dritten Frau sind die Beimonien nicht so zahlreich und die getroffenen Vorkehrungen nicht so kostspielig wie bei der ersten Ehe; die religiösen Beimonien sind aber in allen Fällen die gleichen. Nach Beendigung der Leiern wird die zweite bezw. dritte Frau der ersten vorgezogen, vor der sie dann niederkniet und den Boden mit ihrem Haupte berührt. Es ist in vielen Distrikten Sitte, zu solchen Hochzeiten einen Preis, einen sog. „Fakung“, der mindestens 70 Jahre alt sein muß, einzuladen, welcher die Aufgabe hat, die Feindverhältnisse zu ermahnen, sich wechselseitiger Zuneigung zu befähigen, während er der Braut besonders ans Herz legt, die erste Frau ihres Gatten zu lieben, zu achten und ihr zu gehorchen.

Näthfeste *)

Näthel.

It's mit „G“ nur eng und klein, Trete stets mit „a“ hinein.

Wer die Weibchen gern betrachtet Und auf die glocken sehen Weien achtet, Wer alle freien Ränke ehrt, Legt auf die Eins und Zwei viel Werth. Doch wer muß schwere Lasten tragen Und an den Wegen Steine schlagen, Dem gehn' es nur, doch er sich stiert! Als Drei und Vier nach seinem Wert. Auf hohen Ast schwingt sich das Ganze Gelächert mit seinem langen Schwanz, Doch grüßt es nicht mit Sonnenchein, Stellt Angst sich für die Zukunft ein.

Die Feste such' im A. D. G. Die letzten Weiden birgt die See; Der Fische holt sie heraus, Beliebt sind sie in jedem Haus; Das Ganze ist der Drei Symbol Und jedes Mädchen kennt es wohl.

Die Auslosungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einenden, werden dann auch veröffentlicht.

Auslosungen der Näthel aus letzter Sonntags-Nummer.

Auslosung des 1. Näthels: Schurren.

Auslosung des 2. Näthels: Bruchstück.

Auslosung des 3. Näthels: Glud.

Nichtige Lösung: 1. S. Wolf, G. Drehkopf.

*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fisch er.

Verlag und Druck von H. Klotzmann in Halle.

Expeditionsdes Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends